

Aus der Woche.

Welt und Leben unter der Lupe editirter Betrachtung.

Substitute für Holzbrei.

Es ist in den letzten Jahren viel darüber geklagt worden, daß alljährlich ganze Wälder abgeholzt würden, um Holzbrei zur Papierfabrikation herzustellen. Das Fort-Büreau des Ackerbau-Departements leitet nun die Aufmerksamkeit auf einige Erfindungen für die Holzfasern. Es wird da bemerkt, daß die Amerikaner in dem Kufe ständen, von ihren Holzquellen so viel zu verwerten, als sie gebrauchen. Ein Papierfabrikant habe dazu einige treffende Beispiele gebracht. Der Nordwesten des Landes produciere enorme Mengen Flach. Nicht etwa, wie in Europa, der Façer wegen, um Leinwand daraus herzustellen, sondern lediglich des Samens wegen, aus dem Leinöhl gewonnen wird. Die Flachstängel bleiben, soweit nicht Bindfaden-Fabrikanten Abnehmer sind, unbenutzt liegen. Das Fort-Departement schlägt die unbenutzten Flachstängel auf anderhalb Millionen Tonnen pro Jahr, und doch läßt sich aus diesen Flachfasern ein vorzügliches Papier herstellen. Die Pflanzler des Südens verbrennen jahraus jahrein etwa dreizehn Millionen Tonnen Baumwollstauden oder pflügen dieselben unter. Was untergepflügt wird, hat als Dünger noch einen gewissen Werth; was in Rauch aufsteigt, ist verwest. An dem Baumwollstängel bleiben alljährlich etwa 500,000 Tonnen Fasern hängen. Man hat sie mit dem Samen als Viehfutter benutzt, obgleich die Façer von Rindern und Schafen nicht gern gefressen wird. Papierfabrikanten sind der Ansicht, daß sich diese Fasern recht gut zur Herstellung von Papier verwenden lassen. Wie viele Millionen Tonnen Maschengelb alljährlich unbenutzt bleiben, weiß niemand, und doch ließe sich Papier daraus herstellen. Sowie es in größerem Maßstabe noch nicht geschah, — im Südwesten des Colorado-Rivers, sind Tausende Acres mit wildem Hanf bestanden. Bis jetzt dient dieser Hanf den Hasen und Capotes zum Unterschlupf; er hat aber ausgezeichnete Fasern, aus denen ein sehr gutes Papier hergestellt werden kann. Strohpapier wird schon längst fabriziert, und doch wird auf den westlichen Weizenfeldern so viel Stroh unbenutzt liegen gelassen, daß Vermögen verdient werden könnten, wenn es in Papier verwandelt würde. Allerdings ist die Zeit noch nicht gekommen, wo uns die Noth zwingt, zu diesen Substituten für Holzbrei zu greifen. Wir haben in noch Wälder, welche Material zur Papierfabrikation liefern. Aber bei dem Papierbedarf unserer Zeit kann das nicht mehr sehr lange dauern. Die Papierfabrikanten werden deshalb auf thun, sich nach Ersatzmaterial für Holzbrei umzusehen. (Walt. D. Corr.)

Vom Patentamt.

Für schlechten Lohn kriegt man selten gute Leute. Und wenn man sie findet, halten sie nicht lange aus. So ist es bisher auch dem Patentamt gegangen, das an seine Angelegten außerordentliche Anforderungen stellt, ihnen aber keine höhere Vergütung für ihre Arbeiten leisten konnte, als vor einem halben Jahrhundert. Seit schätzigen Jahren sind die Saläre der Patentbeamten unverändert geblieben, während die an sie gestellten Ansprüche sich potentiell haben. Der Fortschritt der Wissenschaft hat sein Echo selbstverständlich auch im Patentamt gehabt und wo früher eine allgemeine Bildung genügte, da braucht man jetzt Leute, die technische Hochschulen oder Universitäten besucht haben, die sich in Chemie, Physik, in Mathematik, in Sprachen, mindestens Deutsch und Französisch auskennen und in allen technischen Fächern so vollkommen bewandert sind, daß sie auf den Werth irgend einer Erfindung mit der Hand im Auge einzuschätzen imstande sind. Daß man solche Leute nicht wie Tagelöhner behandelt behandeln kann, ist dem Kongreß endlich klar geworden, und so hat er sich denn in seiner letzten Sitzung dazu verständigt, den Beamten des Patentamts Saläre zu gewähren, bei denen sie einträglicher bestehen können, so daß sie nicht Ursache haben, jede Gelegenheit finanzieller Aufbesserung, die ihnen von außen etwa geboten wurde, mit Freuden zu ergreifen und ihre Arbeit im Bundesdienst im Stich zu lassen. Das ist maßenhaft geworden. Wie berichtet wird, hat sich der Stamm der Angelegten alljährlich um etwa fünfzig Prozent vermehrt, so daß fortwährend neue Anstellungen nötig waren. Ein wissenschaftlich gebildeter Mann hält nicht lange in untergeordneter Stellung aus. Und daß der häufige Wechsel den Leistungen des Patentamts nicht förderlich sein konnte, liegt auf der Hand. Das Personal des Amtes besteht aus einem Kommissär und seinem Assistenten, einem Hauptclerk, zwei-untergeordneten Clerken, achtund-fünfzig zweiten Clerken und einer Anzahl untergeordneter Beamten. Ein Blick in ihre Bücher zeigt, welch eine Unmasse von Material da zu bewältigen ist. Die Gesuche, die in einerWo-

che einlaufen, würden zwei enggedruckte Spalten einer Tageszeitung füllen. Es handelt sich da um hundertertei Dinge, von einer Haarnadel (für die irgend ein Genie eine neue praktische Biegung oder Krümmung erfunden haben mag) bis zur neuesten Verbesserung der Flugmaschine. In einem der letzten Wochenberichte befinden sich fünf Erfindungen eines neuen Flaschenstöpsels, zwei neue Alarm-Uhren (als wenn wir an der einen, die jeden Morgen zur Unzeit rasselt, noch nicht genug hätten), eine bisher noch nicht dagewesene Sorte von Badewannen, ein Apparat zum Harttroden, der den Palmenwedel des Barbiers erstehen soll, ein ganz neues Hemdenmuster, in dem vermutlich die Knopflöcher unter der Achsel liegen, ein verbesserter Puffenschläger und dergleichen mehr. Und dazu noch viele Vorschläge, wie schon vorhandene Erfindungen vervollständigt werden könnten.

Es ist mühevoll Arbeit, das alles zu registrieren und nachzusehen, ob nicht der Gedanke, den ein Erfinder als Eigengut seines Geistes geltend zu machen sucht, von irgend einem anderen zuvor gedacht worden ist und eingetragen steht unter Schutzmarke Nummer so und so. Wer nie mit dem Patentamt zu thun gehabt hat, macht sich kaum einen Begriff von der Vorfeltheit des Wissens, das von den Beamten verlangt wird, und von den tausendfachen Dingen, mit denen sich der Erfindungsgeist beschäftigt. Es gehört eine besondere Anlage zum Grübeln dazu, sich mit so mancherlei technischen Problemen zu beschäftigen. Mitunter ist es auch nur ein glücklicher Einfall, der auf das Patentamt hindeutet. Daher die verschiedenen Sorten von Kragen- und Manschettenstüpfen, deren Erfindung nur die Vergewaltigung geboren haben kann. Der Kopf, der die Safety Pin ersann, ist der Welt unbekannt geblieben, aber Millionen von Müttern segnen seinen Gedanken.

Hunderterte von Erfindern sind reiche Leute geworden, Tausende haben sich eine unabhängige Existenz gesichert, Hunderttausende haben einem Hirngespinnst nutzlos Mühe, Nachdenken, Arbeit und Geld geopfert und an der Erfindung manchen armen Teufels hat sich finanzielle Leistungsfähigkeit bereichert. Der menschliche Geist wird eben nicht müde, Verbesserung nach jeder Richtung hin zu suchen und somit ist dafür gesorgt, daß die Beamten des Patentamts allezeit die Hände voll von Arbeit haben. (Milw. Herald.)

Wie Brasilien seinen Kaffeehandel regulirt.

Kaffee ist Brasiliens wichtigstes Ausfuhrerzeugnis. Im Durchschnitt der letzten Jahre hatte die Kaffeefuhr des Landes einen Werth von mehr als 120,000,000 jährlich. Bis Mitte der neunziger Jahre war Brasilien an der Kaffeeproduktion der Erde nur etwa mit der Hälfte beteiligt. Inzwischen ist der Kaffeebau namentlich in Sao Paulo rascher fortgeschritten als andwärts, und im Jahre 1906 liefert Brasilien von der gesamten Kaffeeproduktion der Erde mit 2900 Mill. Pfd. bereits 2400 Millionen, also über 80 Prozent. Mit der Zunahme der Erzeugung hatte aber der Verbrauch nicht Schritt gehalten, und so waren die Preise fortwährend zurückgegangen, während des Jahrzehnts von 1892 bis 1902 in Brasilien selbst ungefähr auf den vierten Theil ihres ursprünglichen Standes, so daß den Pflanzern kein Augen mehr blieb. Als für das Jahr 1906 eine neue große Ernte bevorstand, traten die Pflanzler in Sao Paulo zusammen und verlangten von der Regierung Maßnahmen, um weiteren Preisrückgängen vorzubeugen. Damals ermächtigte der brasilianische Nationalkongreß die Bundesregierung, für etwaige Operationen der drei Hauptkaffeestaaten Sao Paulo, Minas Gerais und Rio de Janeiro zur Aufrechterhaltung angemessener Preise auf den Märkten die Befugnisse zu übernehmen. Anfang 1906 schlossen die drei Staaten das Abkommen von Taubate ab. Danach sollte vermög einer Anleihe der internationale Weltmarkt durch einen möglichst niedrigen Kurs mit Hilfe einer besonderen Kaffeeförderung, ferner durch amtliche Kaffeekäufe zu Preisen von \$12 bis \$13 für den Saß von 120 Pfd. die Ernte zum größeren Theil oder ganz aus dem Markt genommen und nicht billiger wieder verkauft werden. Ende 1906 begann der Staat Sao Paulo, auf seinen Rechnung Kaffee zu kaufen zu Preisen, die anfangs 10, später 20 Prozent höher waren als die Marktpreise in den Verbrauchsländern. Zur Beschaffung des Geldes hatte man gleichzeitig eine Anleihe von 15,000,000 aufgenommen und die Verzinsung durch einen Zuschlagssatz von 60 Cents für den Saß Kaffee bei der Ausfuhr auf Sao Paulo sicher gestellt.

Bis Anfang 1908 hatte die Regierung von Sao Paulo etwa 7 bis 8 Millionen Saß Kaffee zu je 120 Pfd. ankaufen lassen. Diese Mengen wurden an europäischen und nordamerikanischen Stapelplätzen eingelagert und durch verschiedene Bankgruppen, zu denen auch die Bank von Neantreich und die belgische Nationalbank gehörten, mit 75 bis 80 Prozent des Marktwertes beschleunigt. Auf Grund der erlangten Vortheile konnte die Regierung weitere Kaffeemengen in Brasilien ankaufen.

Wiederholt hatte die Regierung von Sao Paulo erklärt, daß sie alle zu Valorisationszwecken angelauteten Kaffeemengen erst auf den Markt bringen werde, wenn wirtlicher Bedarf dafür vorhanden sei, und daß sie in keinem Falle unter Mindestpreisen von \$18—20 für 200 Pfd. verkaufen werde. Die staatlichen Ankäufe brachten den beabsichtigten Erfolg. Obwohl die Ernte des Jahres 1906—07 mit 20,2 Mill. Saß in Brasilien alle früheren Ernten weit übertroffen hatte, konnten doch die Pflanzler infolge des verminderten Angebots ihre Ernten zu leidlich erheblichen Preisen verkaufen. Ohne die staatlichen Ankäufe wäre unzweifelhaft ein neuer Preissturz eingetreten.

In den Händlerkreisen war man über die Maßregeln des brasilianischen Staates nicht wenig entrüstet, beehrte sie auf das abfälligste, nannte sie „obenherlich“, und die Handelsorgane verkündigten von Zeit zu Zeit mit der größten Bestimmtheit den unausbleiblichen Zusammenbruch der brasilianischen „Staats-Spekulation“. In der That wurde die Spekulation durch das Vorhandensein der großen Vorräthe, wenn sie auch nicht auf den Markt kamen, bedrückt; und man empfand sie wie ein Damocleschwert, das jeden Augenblick niederfallen und alle Berechnungen über den Haufen werfen konnte.

Inzwischen entwickelten sich die Marktverhältnisse langsam zu Gunsten des brasilianischen Staates, und zwar nicht ohne dessen Verdienst. Wohl waren im Frühjahr 1907 die Preise auf dem Hamburger Terminmarkt bis auf \$3.00 für 200 Pfd. gesunken, gingen aber langsam in die Höhe und stehen gegenwärtig auf \$15.50 bis \$16.00 für 200 Pfd. Was aber noch von größerer Wichtigkeit war, die brasilianische Staatsregierung hatte klugweise nur bessere Typen ankaufen lassen, feinere, weicheere Sorten, die dem Handel unentbehrlich sind. Diese Sorten begannen auf dem Markt nach der letzten geringwertigen Ernte zu fehlen, und noch stärker als im Terminhandel erhöht sich die Preise im Effektivgeschäft. Unter diesen Umständen konnte die Regierung von Sao Paulo daran denken, mit der Abnahme ihrer Vorräthe einen Anfang zu machen. Da sie hauptsächlich die besonders begehrte beste Waare auf den Markt bringt, so wir sie vorzüglich gute Preise erzielen — mehr als \$20.00 für 200 Pfd. Am 29. Mai sollten in Hamburg 50,000 Saß für Rechnung der Regierung von Sao Paulo versteigert werden. Wie es heißt, zahlte die Regierung nur \$14.00 im Durchschnitt für 200 Pfd. Somit ist sie in der Lage, mindestens ihre Selbstkosten für die Vermittlung, Lagerung ufm. zu decken. Weitere Versteigerungen sollen nach Bedarf stattfinden, so daß die aufgestapelten Massen vorwiegend verschwinden werden, ohne einen erheblichen Preisrückgang auszulösen.

Von der brasilianischen Valorisations wurden die Verbraucher nirgends berührt. An der Hamburger Börse sind die Kaffeepreise seit Anfang der neunziger Jahre infolge guter Ernten um mehr als zwei Drittel zurückgegangen, im Kleinhandel aber nur unersichtlich billiger geworden. Den Hauptvortheil zog der Großhandel. Wie sich die Kleinhandelsverhältnisse auf dem Kaffeemarkt entwickelten, hat einmal der brasilianische Gesandte Dr. Brazil in Washington an der Hand der Verhältnisse in der Union dargelegt. Bei der Einfuhr in die Union stellte sich das Pfund Kaffee auf 62 Cents. Der Verkaufspreis im Kleinhandel betrug mindestens 20 Cents. Rechnet man den Verlust des Kaffees durch das Rosten mit 10 Prozent für das Pfund, so bleiben 13 Cts. Gewinn, für den Zwischenhändler 7 Proz., d. i. doppelt so viel, als der Pflanzler erhält. Obgleich im Laufe der neunziger Jahre die Kaffeepreise durchschnittlich auf ein Drittel ihrer früheren Höhe zurückgingen, so blieb doch der Preis für die Tasse Kaffee oder für den gebrannten Kaffee im Kleinhandel der Verbraucher fast genau derselbe wie vormals. Nach den Beobachtungen des brasilianischen Gesandten in Washington eignet sich Kaffee vorzüglich für die Spekulation und für die Monopolisirung. In der Union sind es die sogenannten Röster, die den Kaffee am Erzeugungsort kaufen, aus Brasilien ausführen, ihn rosten lassen und dann an die Verbraucher verkaufen. Drei oder vier große Röstereien betreiben den Kaffeehandel in den Ver. Staaten. Die kleineren Röstereien müssen zu den großen halten, weil sie dabei den besten Nutzen finden und überdies fürchten, falls sie sich unterfangen sollten, billiger zu verkaufen.

Vährung in Korea.

Der Krieg zwischen Japan und China wurde von Japan angeblich geführt, um die Unabhängigkeit Koreas zu bewahren. Der Gang der Ereignisse hat indessen gezeigt, daß von Unabhängigkeit nichts mehr gebildet ist als die bloße Form. Dem Namen nach regiert der koreanische Kaiser, ein junger, als geisteskrank geltender Fürst, der Kronprinz, sein elfjähriger Halbbruder, wird in Japan als japanischer Prinz erzogen. Die weltliche Regierung aber liegt in den Händen des japanischen Generalresidenten, Fürsten Ita und seines Stellvertreters, Okamoto Gona. Das Kabinett besteht zwar

aus lauter koreanischen Ministern, aber sie sind dem Generalresidenten untergeordnet und dürfen nur durch ihn mit dem Kaiser verkehren. Auch ist jedem von ihnen ein japanischer Stellvertreter beigegeben, der dem Bizegenerresidenten untersteht. Es gibt einen geheimen Staatsrath, der das Ohr des Kaisers hat; aber zu seiner Ueberwachung dienen sechs japanische Beiräthe, und der Generalresident kann den Mitgliedern des Staatsrathes Verweise erteilen und sie ein- und absetzen. Im Dienste der Regierung stehen achtzehnhundert japanische Beamte, davon fünf-hundert auf höheren Posten, abgesehen von der Polizei, die ganz unter japanischer Leitung steht. Auch die höheren Richterstellen sind zum Theil mit Japanern besetzt. Das koreanische Meer ist aufgelöst worden, und keine Reste bilden den Kern der Aufständischen, die in den Provinzen gegen die Japaner im Felde liegen. Die Befestigung Koreas bildet eine japanische Division, außerdem ist eine starke japanische Gendarmrie über das ganze Land vertheilt. Das Land hat die japanische Währung angenommen, und seine Finanzverwaltung arbeitet mit Hilfe japanischer Anleihen und der Vorkasse einer japanischen Bank. Kurz: Korea hat ausgehört, ein unabhängiger Staat zu sein, trotz aller feierlichen Erklärungen und Versprechungen der japanischen Regierung.

Darüber hat sich des koreanische Volkes große Erbitterung bemächtigt; und es kann kaum wundernehmen, daß der Aufstand nach nunmehr als ein-jähriger Dauer noch immer kein Ende nehmen will. Währendanfangs nur die aufgelösten Soldatenbänder sich gegen die Japaner empörten, haben in der Zwischenzeit die Aufständischen in den Provinzen von überall her Zuzug und Unterstützung gefunden und halten, wenn wir den Berichten glauben dürfen, in einigen weniger zugänglichen Gegenden ganze Provinzen in der Hand. In anderen Gegenden sind sie wieder auf ihre Berge beschränkt und können nur durch Ueberfälle und plötzliche Ueber raschungen etwas ausrichten. Es ist sehr schwer, sich ein genaues Bild von dem Umfang des Aufstandes zu machen, da die Japaner sachliche Berichte nicht zulassen und die amtlichen japanischen Berichte offensichtlich stark gefärbt sind. Es scheint aber ziemlich sicher zu sein, daß die Aufständischen neuerdings sich beinahe vollständig und sich auf alle Weise Geld zu verschaffen suchen, doch wohl, um geschmuggelte Waffen und Munition bezahlen zu können. Vielfach getödtet die Chinesen den Japanern hier, was diese ihnen durch Waffenschmuggel nach Süchina über Matsao angethan haben.

Wenn die Unzufriedenheit und der Haß gegen die Japaner ständig wachsen, so verdrängen sie das ihnen unersprechliche Machtgefühl und der hochmüthigen Berachung, mit der sich jeder japanische Kuli über jeden Koreaner thürmeln zu erhalten pflegt. Mißhandlungen und Quälereien der Koreaner sind an der Tagesordnung.

Die Volksbewegung, die gegen die Japaner besteht, arbeitet jetzt besonders mit dem politischen Meudelmord. Ueber hundert Mitglieder des japanischen Vereins N-Chin-Joi, die mit Recht für die festesten Stützen der Japaner angesehen werden, sind ermordet worden, ein gleiches Schicksal hat den gelehrten diplomatischen Rathgeber der Regierung, den Amerikaner Stevens, getroffen. Die Literatenpartei der San-rim predigt, wo sie kann, den politischen Mord. Ihre Anhänger suchen an der Grenze die Russen und Chinesen für sich zu gewinnen und haben massenhaft Naturalisirungen von Koreanern als Chinesen veranlaßt. Alle Bauern, die Vorräthe nach Seoul bringen oder dort verkaufen, sind mit dem Tode bedroht und zum Theil auch getödtet worden, so daß dort wirklich zeitweiliger Mangel an Lebensmitteln zu herrschen beginnt. Ein Aufsch auf die Hauptstadt wird täglich befürchtet, und die Hausstungen nehmen kein Ende. Fürst Ita mußte, als er von Japan zurückkehrte, eine falsche Route auszusprechen lassen, auf der dann auch in der That Attentatsversuche gemacht wurden, und er muß in Seoul auf Schritt und Tritt durch Militär bewacht werden. Jedenfalls sind die Zustände ganz unsicher, und kein Mensch kann sagen, was daraus werden wird. Die Japaner suchen sich jetzt durch eine Verschärfung der Verhaftungen wehren, durch die Nachrichten über den wahren Stand der Dinge noch schwerer zu erhalten sein werden. Aber die Dinge selbst werden dadurch schwerlich beeinflusst werden.

Die sogenannten Glücksspiele dringen das meiste Unglück in die Welt.

Wer dumm ist, ruht meistens nicht, bis man ihn dafür erkennt hat.

Besser in einem Herzen als in aller Munde.

Es ist angenehm, wenn man aus Versehen selbst eine Zigarre aus der Tasche raucht, die man für gute Freunde gekauft hatte.

Einer unserer Professoren will entdeckt haben, daß Kluft das Gaa-wochen wurde; eine Obedienz, die den Kandidaten setzen konnte, dürfte, die in der November-Quarte werden lassen müssen.

Haar- und Landwirtschaft.

Ranzige Butter wird wieder schmadhaft, wenn man sie mit kohlensaurem Natron durcharbeitet; auf 2 Pfund Butter sind 1½ Unzen Natron zu nehmen. Danach lege man die Butter einige Stunden in Milch und wäsche sie schließlich in reinem Wasser.

Neue Wäschelein aus ungeblicktem Hanf müssen vor dem Gebrauch in einem Kessel mit 2 Unzen Seife und 1 Unze Soda eine halbe Stunde lang aufgekocht und ausgekaut, dann zum Trocknen ausgependel werden, sonst gibt es Streifen in der Wäsche.

Einen haltbaren Kalkputz kann man aus 1 Theil Kalkbrei, 2 Theilen Cement und 6—12 Theilen Sand herstellen. Besonders für feuchte Wände ist dieser Putz sehr empfehlenswerth.

Bindfaden kann man gegen Einflüsse der Witterung schügen, indem man Leim in kaltem Wasser auflöst, ihn in kochendem Wasser, dem man etwas Glycerin zugefügt hat, löst und den Bindfaden von dieser Flüssigkeit durchziehen läßt. Danach ist er noch durch eine Lösung von doppeltkohlensaurem Kalk zu ziehen und zu trocknen.

Vom Pflanzen der Melonen. Nicht jeder Gartenfreund weiß, daß man Melonen nicht mit Gurken zusammen pflanzen sollte. Da Melonen dann viel Wasser zu Boden ziehen und dadurch die Gurke die Feuchtigkeit bekommt, die sie zum Wachsen braucht, als sie für sich selbst zu nehmen vermag. Als Ursache gilt die Befärbung der Melonenblüthen mit Gurkenblüthen, was umgekehrt aber nicht zur Folge hat, daß die Gurke an Zucker gewinnt. Dieses erklärt man damit, daß der künstlich erzeugte Zudergehalt der Melone nicht kräftig genug ist, um bei der Befruchtung der Gurkenblüthe mitzuwirken.

Die Nahrung der Bruthühner soll in Körnerfutter und abwechselungsweise einigem Weichfutter bestehen, dagegen vermeide man Grünes, das leicht Durchfall erzeugt. In das Trinkwasser legt man vortheilhaft einige rostige Nägel. Auch ist es zu empfehlen, den brütenden Hühnern in einer Kiste ein Staubbad, bestehend aus trockenem Sand, Asche mit etwas Schwefelsäure und Zerkleinerter, zur Verfügung zu stellen, damit sie sich von dem die während der Brutzeit ungemüßig belästigenden Ungeziefer zeitweise reinigen können. Das Brutnest muß in der Weise angelegt sein, daß die Eier möglichst nahe bei einander liegen, ohne sich dabei zu drücken.

Vorbereitungen zum Einlösen von Konferven. Wenn die Beerenzeit kommt, sucht die Hausfrau ihre Einmachgläser und Kruten hervor, um sie für die neue Füllung vorzubereiten. Vor allem müssen sie sorgfältig gereinigt werden; am besten ist es, sie in scharfem Sodawasser auszuwaschen. Den dumpfen Geruch, den leere Kruten oft annehmen, entfernt man durch übermanganfaures Kalk, von dem einige Körnchen in heißem Wasser aufgelöst und mit diesem in die Kruten gefüllt werden. Dieses Wasser bleibt einige Tage in den Gefäßen, die an einem warmen Ort zu stellen sind, stehen; danach sind sie kräftig zu spülen. — Sollten die Gefäße mit Kruten verschlossen werden, so sind auch diese zuvor in heißem Wasser zu reinigen und dann am warmen Herd zu trocknen. Dann lege man sie für einige Tage in ein Paraffinbad, das im Wasserbade erwärmt wurde. Vor dem Gebrauch sind die Kruten einen Augenblick in lauem Wasser zu tauchen; sie gleiten dann bequem in den Flaschenhals und schließen diesen luftdicht ab. — Um zu verhindern, daß sich am Hals des Schimmels bildet, tauche man die Flasche in eine Boraxlösung. Der Borax kristallisirt sich und hält die Pilze ab. Aus diesem Grunde ist es auch rathsam, dem Alebedittel für die Witterung, die ebenfalls stets zur Schimmelformung neigen, etwas aufgelöstes Borax zuzufügen. Um ein gutes Alebedittel zu gewinnen, tocht und verquillt man 1 Theelöffel Weizenmehl und 1 Theelöffel Zucker in einem kleinen Tassenkopf voll Boraxwasser, doch muß das Mittel frisch gebraucht werden, da es leicht säuert.

Manenatarrh der Pferde. Häufig kommt bei Pferden ein Magen-Darmatarrh vor, bei dem auch die Schleimhaut des harten Gaumens etwas anschwellt. Diese Anschwellung wird als Frosch bezeichnet. Vielfach hält man nun diese für die eigentliche Ursache der Krankheit, und unerfahrene Leute suchen dann das Pferd durch unvernünftige und thierquälerische Breunen zu heilen. Dadurch wird allerdings erreicht, daß die Pferde mehrere Tage nicht fressen, und strengere Diät ist bei dieser Krankheit die Hauptflaute. Viel besser wäre es nach der North- und Jagdlehre, aber den Pferden ein-lich das Futter zu entziehen. Das Nachsetzen der Froschgeschwulst ist noch viel gefährlicher als das Brennen, weil hierdurch schwer zu heilende Blutungen eintreten können. Leiden

die Pferde an einem Magenatarrh und haben sie aus diesem Grunde eine Froschgeschwulst, so halte man sie sehr diät. Auch, so man ihnen 100 Gramm Kochsalz, 80 Gramm Glaubersalz, 50 Gramm Eibischpulver, 30 Gramm Kalmuspulver und 50 Gramm Wacholderpulver. Die Masse wird gut gemischt, mit einer halben Tasse Wasser angefeuchtet und zu einem steifen Zeige verriert, aus welchem man 5 Willen bereitet, die dann während des Tages dem Pferde in das Maul geschoben werden.

Pflege und Aufzucht der Küken. Die ausgeschlüpften Küken bedürfen in den ersten 24 Stunden keines Futters. Am letzten Tage vor dem Ausschlüpfen nehmen die Thierchen den letzten Rest des Eigelbs in sich auf, um ihnen für die nächsten 24 Stunden die beste Nahrung zu sein. Nach dieser Zeit verabreiche man ihnen als erstes Futter hart geflossene Eier, oder noch besser nur den Dotter derselben, fein verhackt oder getrümmelt. Man gebe aber nicht auf einmal zu viel, füttere dagegen in den ersten Tagen öfter, abwechselnd mit Brotkrumen, welche letztere man immer mehr verarbeitete, die Eierfütterung dagegen nach einigen Tagen einstellt. Daneben soll man vom 2. oder 3. Tage an Hirse geben. Als Getränk dürfe sich außer Wasser auch Milch empfehlen. Die Hirse, mit heißer Milch überzossen, wird ebenfalls gern genommen. Erst nach 8—14 Tagen gehe man zu dem gröberen, in Milch gekochten Reis über. Außerdem kann man noch im Wasser oder Milch aufgeweichtes Brot, Weisstroh oder Hagergrün geben. Bei der Verabreichung dieser Futtermittel ist stets darauf zu achten, daß dieselben nicht zu feinfäbrig oder wässrig, sondern mehr krümelig werden. Die Gefäße sind stets rein zu halten und die Reste aus denselben zu entfernen. Erst in der 3. oder 4. Woche gehe man allmählich zu Getreidefuttermitteln über. Die genannten Futtermittel gebe man den Küken am besten in einem Futterkasten, damit das übrige ältere Geflügel dem Futter nicht beikommen kann. Solche Futterkästen kann man sich selber herstellen. Man entferne die eine Seitenwand und näge vom Dedel nach dem Boden kleine Latzen nebeneinander, ebenso befestige die eine Seitenwand und versehe dieselbe quer mit Latzenstäben; unten lasse man soviel Raum, daß die Küken bequem ein- und auslaufen können. Werden die Thierchen größer, so muß man das nächste Latzenstäben entfernen. Am Tage, bei günstiger Witterung, wird dieser Kasten mit dem Futter in den Hof und am Abend wieder in den Stall gelegt. Ganz besonders sind die jungen Hühner vor Kälte und Nässe zu schützen. Ist die Witterung unangünstig, so muß man sie im geschlossenen warmen Raume zurückschließen. Ramentlich bewahre man die jungen Thierchen vor kaltem Regen, denn dadurch erhalten sie fast regelmäßig den Keim zum Tode. Ebenso soll man sie vor allzu großer Sonnenhitze schützen, indem man ihnen ein schattiges Plätzchen bietet. Nach 2—3 Monaten treffe man keine Wahl, welche Thiere man für die Zucht behalten will, die übrigen aber lasse man in die Küche wandern. v. d. G.

Ein Cumberland als deutscher Offizier. In dem Eintritt des Prinzen Ernst August, des zweiten Sohnes des Herzogs von Cumberland, in das deutsche Heer sieht der hannoversche Courier einen Schritt von politischer Tragweite. Möglich, daß dabei Rücksichten auf Braunschweig mitspielen. Prinz Ernst August ist derjenige Enkel weiland König Georgs, auf dessen beiden Augen die ganze Zukunft des hannoverschen Hauses beruht. Er hat sich bereits im Oktober 1906 bereit erklärt, den vom Bundesrath verlangten ausländischen Verzicht auf Hannover auszusprechen, und die Gründe, die ihn von dem braunschweigischen Thron ausschließen, liegen somit nicht in seiner Person, sondern in der Stellung des Vaters und Bruders, die sich diesem Verzicht nicht beigesteuert zu können glaubten. Das sind aber Hindernisse, die nach den Voraussetzungen unserer Menschlichkeit über kurz oder lang wegzufallen werden, und so will wohl der Prinz, der so erst 21 Jahre zählt, jetzt schon erweisen, daß er nicht unwerth sei, deutscher Bundesfürst zu werden.

Wenn er der weltlichen Tradition zuehrt, die eher auf das hässliche verweisen dürfte, dasjenige Kontingent im Reichsheer wählt, das die löcherigen Bande des Treueides an den Kaiser fesseln, so will das nicht viel heißen. Denn es ist ein Uebergang, und der Geist im bayerischen Offizierskorps läßt an deutschpatriotischem Schwung ebenso wenig zu wünschen übrig wie im preussischen. Ueberdies enthält auch der bayerische Fahnenstab das Zusagebedingung des Gehorsams gegen die Befehle des Königs von Preußen als des Bundesoberherrn im Kriege. Im Jahre 1870 trat schon einmal ein anderer Präsident in bayerischen Dienst, um im französischen Kriege deutsche Gefinnung zeigen zu können, ohne preussische Uniform tragen zu müssen. Es war der Herzog von Augustenburg, und seine Tochter ist heute die Königin von Preußen.

Ein Cumberland als deutscher Offizier. In dem Eintritt des Prinzen Ernst August, des zweiten Sohnes des Herzogs von Cumberland, in das deutsche Heer sieht der hannoversche Courier einen Schritt von politischer Tragweite. Möglich, daß dabei Rücksichten auf Braunschweig mitspielen. Prinz Ernst August ist derjenige Enkel weiland König Georgs, auf dessen beiden Augen die ganze Zukunft des hannoverschen Hauses beruht. Er hat sich bereits im Oktober 1906 bereit erklärt, den vom Bundesrath verlangten ausländischen Verzicht auf Hannover auszusprechen, und die Gründe, die ihn von dem braunschweigischen Thron ausschließen, liegen somit nicht in seiner Person, sondern in der Stellung des Vaters und Bruders, die sich diesem Verzicht nicht beigesteuert zu können glaubten. Das sind aber Hindernisse, die nach den Voraussetzungen unserer Menschlichkeit über kurz oder lang wegzufallen werden, und so will wohl der Prinz, der so erst 21 Jahre zählt, jetzt schon erweisen, daß er nicht unwerth sei, deutscher Bundesfürst zu werden.